

Stephan Stockmar

Heimatlose Friedensstifter

Ein Märchen aus brutalen Zeiten*

»Nur wer den Tod gesehen hat, kann Wächter des Lebens werden.«

Bachtyar Ali: ›Die Stadt der weißen Musiker‹

Kann man über einen heutigen Krieg Märchen erzählen, ohne etwas zu verharmlosen und ohne die Zwischendimensionen zu verlieren, die wirklichen Märchen eigen sind? Man kann es – und muss es vielleicht sogar, will man nicht die seelische Wirklichkeit der Menschen aus dem Auge verlieren.

Der irakische Kurde Bachtyar Ali lebt seit über zwanzig Jahren – nachdem er als Student mit der Diktatur Saddam Husseins in Konflikt gekommen war – in Deutschland, schreibt aber weiterhin auf kurdisch und ist in Kurdistan ein gefeierter Autor. Nach dem Erfolg eines ersten ins Deutsche übersetzten Romans, ›Der letzte Granatapfel‹ (2016), hat nun der Züricher Unionsverlag einen weiteren Roman von ihm herausgebracht: ›Die Stadt der weißen Musiker‹, im Original bereits 2005 erschienen. Auch dieser spielt inmitten der kriegerischen Auseinandersetzungen im Irak: den zwei Golfkriegen (1980-88 und 1990/91), Saddams Krieg gegen die Schiiten im Süden, seinen Vernichtungsfeldzügen gegen die Kurden im Norden, und dazu den blutigen innerkurdischen Fehden.

Doch eigentlich spielt dieser vielschichtige Roman in kaum zu verortenden Zwischenwelten. Dies beginnt damit, wie die Erzählperspektiven wechseln: Einige Teile sind aus Sicht eines Autors geschrieben, der auf geheimnisvolle Weise beauftragt ist, die Lebensgeschichte von Dschaladati Kotr, einem jungen kurdischen Flötisten, aufzuschreiben und dabei sein Recht

auf Phantasie und Schönheit verteidigt. Andere Teile stammen aus der Feder des Protagonisten selbst, der auf seltsame Weise, schwerst verletzt, als einziger einem der Massaker an den Kurden entkommen ist und seitdem als Zeuge und Auserwählter zwischen verschiedenen Wirklichkeiten hin- und herpendelt. Gerade er pocht gegenüber seinem Autor auf die pure Wahrheit – bis er schließlich einsieht, dass »unser aller Unsterblichkeit« darin besteht, »dass wir entweder Musik oder Poesie werden«.

Eine weitere Zwischenwelt tut sich auf über die Künste, vor allem die Musik, die – überirdischen Ursprungs – die Menschen wie verzaubert und die Musiker selbst über Wasser gehen lässt. Der Protagonist muss diese Art Musik allerdings mühsam verlernen, um in der harten äußeren Realität überleben zu können – als Musiker in einer Bordellkapelle. Dazu kommen die Werke der bildenden Kunst, die ein Arzt in einem geheimen, aber riesigen unterirdischen Museum sammelt und wie das Allerheiligste eines Tempels behütet – Kunst von Menschen, die als Opfer oder Täter in den Wirren des Krieges ihr Leben gelassen haben – »Leben und Schmerz, die zu Kunst geworden sind«. (S. 297f.) Unter diesen Werken findet sich auch das Bild mit

* Bachtyar Ali: ›Die Stadt der weißen Musiker. Roman‹, aus dem Kurdischen (Sorani) von Peschawa Fatah und Hans-Ulrich Müller-Schwefe, Unionsverlag Zürich 2017, 426 Seiten, 26 EUR.

dem Titel ›Die Stadt der weißen Musiker‹. Vor dieser geheimnisvollen Stadt hatte Dschaladati Kotr schon einmal als Kind nach einem Unfall gestanden, wurde aber noch nicht eingelassen. Sie wird das Ziel seiner Lebensreise bleiben.

Grenzgänger an wechselnden Fronten

Einer der Hauptschauplätze des Romans ist aber zunächst ein anderer Ort, die auf keiner Landkarte verzeichnete »Stadt der schönen Huren« (an anderer Stelle auch die der »traurigen Huren« genannt), gelegen auf der Grenze zwischen Wüste und Sumpf, mal wachsend, mal schrumpfend, dabei ständig ihre Lage verändernd – eine Stadt, wie es sie nie hat geben dürfen, aber wohl doch auch in der Realität gegeben hat. Hierhin wird der halbtote Protagonist Dschaladati Kotr auf ihm zunächst unbekannte Weise gerettet und von der auf der Suche nach ihrem in Gefängnissen des Regimes dahingevegetierenden Geliebten zur Hure gewordenen Dalia Saradschadin sowie dem hierher verbannten Arzt Musa Babak unter Schutz genommen. Während Dalia immer wieder von bonbongleichen Engeln umgeben erscheint, verfolgt Musa als Glied einer Art subversiver Bruderschaft seine geheimnisvolle Kunstmission, um so dem Frieden auf Erden zu dienen. Alle drei sind Grenzgänger zwischen den Welten.

Ein weiterer Grenzgänger ist der stets von Orangenduft umgebene Araber »Samir von Babylon«, einer der Schlächter Saddams, der Dschaladati mit seinen Schüssen fast umgebracht hatte und dann durch eine Eingebung zu seinem Retter geworden war. Nun bedarf er selbst des Schutzes und wird in Dschaladatis Zimmer versteckt. Eines Nachts spricht er wie prophetisch zu dem Knaben: »Dschaladat, unglücklicher Junge, du wunderst dich, dass du im Dunkeln sehen kannst? Licht und Dunkelheit sind nicht mehr zu unterscheiden? So ist es dir vom Schicksal bestimmt, dies ist dein Weg. Du Kind zwischen den Welten, du bist die Seele, die das Geheimnis der Dunkelheit ans Licht und das Licht in die Dunkelheit bringt. Du trägst unser Geheimnis ins Jenseits und dessen Botschaft zu uns zurück.« (S. 133)

Als die Hurenstadt wegen der näher rückenden Fronten sich auflösen muss, flieht Dschaladati mit Samir, für den die »echte Reue« der »schlimmste Schmerz, der einem widerfahren kann«, geworden ist. (S. 146) Zwischen den wechselnden Fronten gelangen sie – nach längerem Aufenthalt in einem Flüchtlingslager an der Grenze – schließlich in Dschaladatis Heimatstadt im kurdischen Norden des Landes, wo sie in einem halb zerstörten Hotel wohnen. Dort arrangiert er im Ringen um eine neue Art von Gerechtigkeit für den zum Freund gewordenen Täter mit dessen Einverständnis ein Tribunal von Angehörigen seiner Opfer, zu denen auch Dschaladatis bester Freund sowie beider Flötenlehrer gehört. Nach langem Hin und Her wird Samir schließlich zum Tode verurteilt, was dieser auch akzeptiert – nicht aber seine Frau, die er inzwischen gefunden hat. Sie verrät Dschaladati, wodurch er in die Hände rivalisierender Kurdenbanden gerät und schließlich mit Nägeln an einem Baum gekreuzigt wird.

Nun findet Dschaladati Kotr tatsächlich Einlass in die Stadt der weißen Musiker – »die Stadt der Schönheit, für die das Leben zu klein und der Tod zu schwach waren«. Sie scheint zwischen Erde und Himmel zu liegen: »Es war, als ginge man ins Paradies. Es gab keine Engel, die Menschen selbst waren die Engel«. (S. 378) In dieser Stadt, deren weiße Vögel, Pferde und Gesandte schon verschiedentlich in seinem Leben aufgetaucht waren, trifft er seinen von Samir ermordeten Flötenlehrer Ishaki Lewzerin wieder, der ihn nun beauftragt, »auf der feinen Grenze zwischen Leben und Erlöschen die Wahrheit in die Welt zurückzutragen. Niemals ist Schönheit so gründlich getötet worden wie in den letzten fünfzehn Jahren. Hier warten Tausende, darauf, dass du ihre Rufe hörbar machst« (S. 382). – Dem Autor, der über Dschaladati Kotr schreibt, erzählt dieser rückblickend: »Vor meinem Besuch der Stadt meinte ich, wenn ich Mozart hörte, Gott offenbare uns, ganz direkt, seine Magie und Schönheit. Nun bin ich mir aber sicher, dass die Schönheiten einzig und allein dem Menschen gehören. [...] Alles Menschliche erfährt erst im Kampf gegen den Tod die eigene Lebendigkeit [...] Der Mensch

ist im Besitz von etwas, was Gott nicht hat, er kennt eine Erfahrung, die Gott nicht kennt: den Tod. Es ist der Tod, der den Menschen so stark macht«. (S. 389f.)

Ein Ecce-homo-Motiv, wie es schon in ›Der letzte Granatapfel‹ anklingt:¹ Der geschundene, mit dem gewaltsamen Tod konfrontierte Mensch ist heute der eigentliche »Menschensohn«. Ganz auf sich gestellt, muss er in sich die Kraft auffinden, »um unverehrt hervorzugehen aus alledem, was geschehen muss« (Lk 21,36). Hier wird in der Poesie die Universalität eines im Christentum waltenden Impulses spürbar, unabhängig von der jeweiligen Religion.

Heimatlosigkeit und neue Gemeinschaft

Gegen Ende des Romans wird im Hinblick auf Dschaladati Kotr aus einem Gespräch Radhas mit Krishna zitiert: »Mein Lieber, warum liebst du die Flöte mehr als mich?‹ ›Weil sie nicht an sich denkt.‹, sagt Krishna, ›sie hat sich leer gemacht, um Raum für alle Klänge zu haben.‹ Irgendwie ist Dschaladat wie diese Flöte. Jemand, der sich leer macht, um eine Flöte zu werden, die alle Klänge der anderen in sich sammelt«. (S. 400) Diese Art Leere musste Dschaladati mühsam erringen, durch drei unmittelbare Begegnungen mit dem Tod ebenso wie durch aktives Verlernen dessen, was er als Begabung mitgebracht hat. Die Schicksale der heutigen Zeit tragen solche Verwandlungsmöglichkeiten aber offenbar in sich: »Zur Katastrophe wird ein Schicksalsschlag nur, wenn der Mensch nicht durch Malen, durch Musik auf ihn zu antworten vermag«. (S. 150)

Ein solcher Weg führt in ein letztes, existenzielles Dazwischen, in die Heimatlosigkeit: »Heimatlosigkeit stiftet Frieden zwischen dem Menschen und seinem Leben, zwischen Gefühl und Realität. [...] Heimatlosigkeit heißt, dass der Mensch die eigenen Ketten zersprengt und fortgeht«. (S. 226f.) Im Rahmen einer Lesung aus seinem Roman Ende November 2017 im Frankfurter Literaturhaus ergänzte Bachtyar Ali, selbst heimatlos geworden: Ein Heimatloser, der nicht an einen bestimmten Ort gebunden ist, könne die Welt ohne Vorurteile betrach-

ten; er sei ständig in Bewegung, auf der Suche, und könne die ganze menschliche Erfahrung genießen und so Frieden stiften.

Dies scheint mir tatsächlich der innerste Impuls zu sein, aus dem heraus Bachtyar Ali seine Romane schreibt: Nie ergreift er Partei für eine Seite. Er lässt seinen Protagonisten, die aus verschiedenen Parteiungen kommen, Raum, sich in sich selbst zu beheimen. So entsteht eine neue Schicksalsgemeinschaft jenseits blutsmäßiger Abstammung und nationaler Zugehörigkeit.² Diesen oft schmerzhaften Prozess kleidet er in Märchen- und Traumbilder und öffnet dadurch den Blick auf jene »verbannte Seite des Lebens«, die der Poesie zugänglich ist – so Ali auf der Frankfurter Veranstaltung. Dabei knüpft er nicht nur an die orientalische Tradition der Märchen von Tausendundeiner Nacht an, sondern überschreitet mit großer Selbstverständlichkeit auch die kulturellen und religiösen Grenzen zwischen Orient und Okzident. Was ihn nicht daran hindert, bewusst die kurdische Sprache zu pflegen, der immer wieder von Neuem das Verbot droht.

Dem Vorwurf von Freunden, dass die Kunst in die Selbstzerstörung führe, setzt Dschaladati Kotr eine kleine Geschichte entgegen – über einen Garten, der »nicht allein der Ort von Leben und Schmerz« ist, »die zur Kunst geworden sind, sondern auch von Leben und Schmerz, die zu Kunst hätten werden sollen und es nicht geworden sind«. (S. 297f.) Um diesen Garten zu erreichen, müsse man selbst durch die Hölle gehen. In dieser Geschichte in der Geschichte spricht sich in meinen Augen ein Grundmotiv dieses labyrinthischen Romans aus:

»Es waren einmal zwei Männer in einer fernen Stadt. Die pflanzten Blumen und verkauften sie an wohlhabende Männer und Frauen. Eines Tages beschloss einer der beiden, sich auf die Suche nach seinen Blumen zu machen. Er unternahm eine kleine Reise durch die Stadt zu seinen alten Kunden. Er wollte wissen, was mit seinen Blumen geschehen war, ob sie verwelkt, noch am Leben, gepflegt oder vergessen worden waren. Am Ende stellte er fest: Überall waren seine Blumen im Staub erstickt. Als der arme Blumenverkäufer nach Hause kam, wuss-

te er, dass alles, was er pflanzte und verkaufte, dem Tod geweiht war. Noch in der Nacht ging er zu seinem Freund, dem anderen Blumenzüchter, und erzählte es ihm. Der lachte ihn aus und sagte: »Hauptsache, ich pflanze meine Blumen, kriege mein Geld und lebe. Was mit den Blumen geschieht, geht mich nichts an.« Unser Mann aber war verzweifelt. All seine jahrelangen Bemühungen hatten in Tod und Vergessen geendet. Da fasste er einen Entschluss. Er wollte eine Blume erschaffen, die der Mensch nicht vergisst. Die nie verwelkt. An der man, wann immer man wollte, riechen kann. Eine verborgene Blume, die nicht in die Hände von Menschen, die von ihr nicht wissen, gelangen kann. Also beschloss er, den Garten seiner Träume anzulegen. Tag und Nacht war er damit beschäftigt. Mit der Zeit vergrößerte der Garten sich so weit, dass er kaum noch zu überblicken war. Eines Tages geriet der Blumenzüchter in einen Winkel, wo unbekannte Blumen wuchsen. Wunderschöne Blumen, die er nicht gezogen hatte ... [sic!] Sie gehörten zu einem anderen Garten, den er nun betrat. Er begann, diesen fremden Garten zu erforschen, und unternahm weite Streifzüge, doch als er zu seinem eigenen Garten zurückfinden wollte, hatte er sich rettungslos verirrt. Ihm ging auf, dass sein Garten Teil eines gigantischen Gartens war, der niemandem gehörte. Eines Gartens, den man erst wahrnahm, wenn man sich bereits in ihm befand.« (S. 296f.)

»Nelly-Sachs-Preis« für Bachtayar Ali

Am 10. Dezember 2017 wurde Bachtayar Ali, diesem Grenzgänger zwischen Orient und Okzident, der »Nelly-Sachs-Preis« der Stadt Dortmund verliehen. In seiner Dankesrede war es ihm wichtig zu zeigen, »dass jedes Individuum, auch wenn es über gefährliche Macht verfügt oder gewalttätig, kaltherzig oder hasserfüllt ist, ein Wesen ist, in dessen Innerstem wir etwas bewundern können.«³ – Dreht dieser Satz nicht alles um, was mich angesichts der großen und kleinen Bedrängnisse in dieser Welt zu lähmen droht? Steckt in ihm nicht das Licht einer friedensstiftenden Initiative, die ich jetzt und in je-



*Bachtayar Ali (*1960)*

dem Moment wirksam ergreifen kann? Bachtayar Ali schaut in seinen Werken tatsächlich nicht nur liebevoll auf die verstörten Opfer, sondern zeigt, ohne irgend etwas zu entschuldigen, wie fließend die Grenzen zwischen Opfer und Täter werden können, und ringt so um einen neuen Begriff von Gerechtigkeit, der das Individuum und seine Verantwortung ernst nimmt.

1 Vgl. meine Besprechung in: »Das Goetheanum« Nr. 49 vom 1. Dezember 2017, S. 10f. – https://wortgartenwerk.de/wp-content/uploads/2017/02/Stockmar-Der-letzte-Granatapfel-G2017_49.pdf

2 In einem Interview mit der NZZ vom 29. November 2016 sagt Bachtayar Ali: »Wir Immigranten sind wie ein neues Volk auf dieser Erde, wir haben keine Heimat, keine bestimmte Identität; wir könnten alle diese Begriffe neu definieren und die Erde vielleicht in einen natürlicheren Zustand zurückversetzen, indem wir die bestehenden politischen Grenzziehungen ignorieren.« – www.nzz.ch/feuilleton/buecher/bachtayar-ali-autor-aus-irakisch-kurdistan-normalitaet-haben-wir-nie-gekannt-ld.131202

3 www.dortmund.de/de/freizeit_und_kultur/kulturbuero/kulturpreise/nellysachspreis/